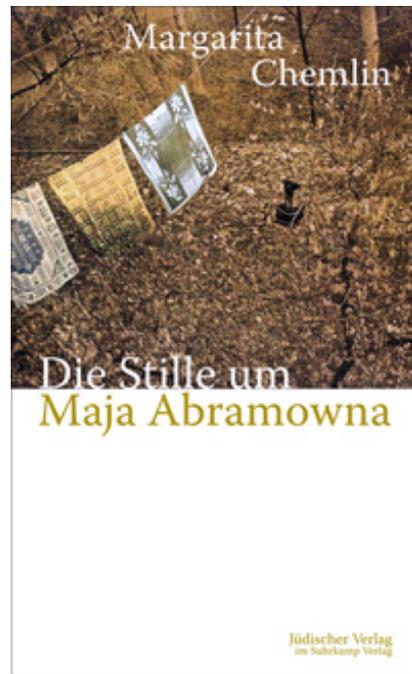


# Jüdischer Verlag

## Leseprobe



Chemlin, Margarita  
**Die Stille um Maja Abramowna**

Roman  
Aus dem Russischen von Olga Radetzkaja

© Jüdischer Verlag  
978-3-633-54257-4

JV



Margarita Chemlin

Die Stille um  
Maja Abramowna

Roman

Aus dem Russischen von Olga Radetzkaja

Jüdischer Verlag

Die Originalausgabe erschien 2009 u.d.T. *Klocvog*  
im Centr knigi VGBIL im. M.I. Rudomino  
Die Übersetzerin dankt dem Deutschen Übersetzerfonds  
für die Unterstützung ihrer Arbeit.

Erste Auflage 2012

© Jüdischer Verlag im Suhrkamp Verlag

Berlin 2012

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,  
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung durch Rundfunk  
und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotografie,  
Mikrofilm und andere Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung  
des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer  
Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Druck: Memminger MedienCentrum AG

Printed in Germany

ISBN 978-3-633-54257-4

1 2 3 4 5 6 – 17 16 15 14 13 12

Die Stille um Maja Abramowna



Ich heiÙe Maja Abramowna, mit Mäddchennamen Klozwog. Ein sehr seltener Name, aber was er genau bedeutet, ist mir nicht bekannt. Falls es jemand weiß, es würde mich interessieren. Obwohl das für mich nicht wichtig ist – wichtig ist, wie ein Mensch seinen Weg gegangen ist, nicht wie er mit Nachnamen heißt.

Ich bin Jahrgang 1930, und wie alle in meiner Generation habe ich mehr gesehen, als guttut.

Von Beruf bin ich Mathematiklehrerin. Jetzt natürlich in Pension. Aber ich betrachte mich nicht als ehemalige Lehrerin. Lehrer gehört zu den Berufen, die nicht in der Vergangenheitsform vorkommen. Dieser Gedanke hilft mir sehr.

Geboren bin ich in Ostjor, einem Städtchen im Bezirk Koselez, Gebiet Tschernigow. Heute kennt den Ort kaum noch jemand, aber als ich auf die Welt kam, war er ein wichtiges jüdisches Zentrum. Auf Bezirksebene waren praktisch alle leitenden Beamten Juden, und sie arbeiteten Hand in Hand mit den anderen Nationen und Volksgruppen. Mit dem ukrainischen Volk an erster Stelle. Und niemand hat sich beschwert.

Aber darum geht es nicht.

Die Leute haben nicht die Geduld zum Leben. Manche noch weniger als andere. Ich habe immer Geduld und Verständnis gehabt.

Meine Erinnerungen an die frühe Kindheit sind erfüllt von der Schönheit meiner Heimat: Die Flüsse Ostjorka und Desna – auf der Strecke Ostjor–Kiew fuhr der Dampfer *Nadeshda Krupskaja* –, die wunderbaren Wälder, die schöne Architektur ringsum, besonders das Gebäude der alten Synagoge an der einzigen geraden Straße, der Perwomajskaja. An derselben Straße, nur am anderen Ende, Richtung Soloninowtschina, lag auch das Kino. In der Synagoge spielte bis Mitte der dreißiger Jahre ein Jiddisches Theater. Auch später wurde sie weiter als Theater genutzt. Dort traten Amateure auf, Anhänger der Laienkunst, darunter auch meine Mutter Faina Lejbowna.

In Soloninowtschina, auf dem Anwesen eines mir unbekanntem Gutsbesitzers, hatten sie ein Stadion eingerichtet, aber dort gingen wir selten hin, es war zu weit. Bekannt im ganzen Gebiet war auch das Heimatmuseum aus dem Jahr 1906.

Uns fehlte es an nichts. Wir waren begeisterte Muschelsammler und -köche. Wenn wir zu viel Muschelfleisch aßen, mussten wir das büßen. Aber zum Glück war unsere Verdauung abgehärtet.

Was ich mir als Kind angeeignet habe, hat mir auch später geholfen, mit widrigen Umständen fertigzuwerden.

Ich weiß noch, meine Großmutter konnte meisterhaft Strümpfe unterm Knie eindrehen, so dass sie nicht herunterrutschten und keine Falten warfen. Es gab ja keine Gummibänder oder andere Hilfsmittel. Meine Strümpfe sahen im-

mer tadellos aus. Von meinen Freundinnen, denen ich den Trick zeigte, schaffte das kaum eine – aber das war erst später. Als Kinder hatten wir diese Sorgen nicht, da liefen im Winter alle in bequemen Pumphosen aus dem erstbesten Stoff herum, und um es warm zu haben, wickelten wir darunter noch Zeitungen um die Beine.

Die Zeit des Großen Vaterländischen Krieges habe ich mit meiner Mutter und meiner Großmutter in der Evakuierung verbracht, in der Nähe von Atbassar in der Kasachischen Sowjetrepublik. Meine Großmutter starb an einer Lungenentzündung.

Meine Mutter und ich arbeiteten in einem Waggon-Reparaturwerk. Ich machte Fortschritte im Schlosserhandwerk, der Meister hatte besonderen Respekt vor mir. Er litt an einem Magengeschwür, und wir hatten vereinbart, dass ich ihm meine Alkoholration gab und er mir seine Milch. So bekam ich die zusätzliche Nahrung, die ein dreizehnjähriges Mädchen in meinem Alter brauchte.

Nach und nach erfuhren wir, dass unser Mann und Vater beim Übergang über den Dnepr gefallen war. An die Reaktion meiner Mutter erinnere ich mich nicht.

Mein Vater war in jeder Hinsicht ein fürsorglicher, gutherziger Mensch gewesen. Vom Polenfeldzug hatte er sich einen Anzugstoff mitgebracht, einen weichen grauen mit winzigen Pünktchen. Meine Mutter zog einen Faden heraus und zündete ihn an, um die Qualität zu überprüfen. Der Faden brannte, statt zu verglühen, und der Geruch war nicht der richtige. Mama schloss daraus, dass der Stoff nicht aus Wolle war, wie mein Vater geglaubt hatte. Aber sie sagte ihm nichts. Sie wollte ihm keinen Kummer machen.

Auch für meine Mutter und mich gab es Kleiderstoffe als Mitbringsel: einen dunkelbraunen mit glänzenden Streifen, und einen mit ganz dünnen, gestrichelten. Ihre Zusammensetzung überprüfte meine Mutter nicht. Oder zumindest habe ich nichts davon mitbekommen. Genäht wurden die Kleider nach englischer Fassung. Nicht von meiner Mutter, wohlgemerkt, dafür war die Verantwortung zu groß und der Stoff zu teuer, sondern von einem guten Schneider, Ilja Mordkowitzsch Chefjez – das lief über Beziehungen, denn er hatte viel zu tun und meine Mutter hatte es eilig, deshalb zahlte sie hinter Papas Rücken einen hohen Aufpreis.

Vor unserer Abreise in die Evakuierung legte meine Mutter die beiden Kleider auf den Betten bereit, damit wir sie über unsere Sommerkleider ziehen konnten. Aber in der Eile vergaßen wir sie. Irgendwer von denen, die in Ostjor geblieben sind, wird sie wohl aufgetragen haben. Ich hatte die Hoffnung, mein Kleid wäre bei meiner guten Freundin Bellotschka Owruzakaja gelandet und sie würde es mir nach meiner Rückkehr zurückgeben.

Bella war mit ihrer vielköpfigen Familie in Ostjor geblieben, sie wollten nicht in die Evakuierung. Sie hatten nur ein Fuhrwerk bekommen, Bellotschkas Großvater verlangte aber zwei, um alles Nötige mitnehmen zu können. Das wurde abgelehnt – dabei hatten sich manche sogar zusätzliche Karren besorgt, die sie gar nicht gebraucht hätten, wenn sie nicht Kram für die nächsten hundert Jahre mitgeschleppt hätten. Bellotschkas Großvater warf sich in die Brust: »Wenn die Leute kein Gewissen haben, soll ich ihnen vielleicht von meinem was abgeben? Dafür bin ich nicht mein Leben lang ehrlich gewesen. Sollen sie sich selber schämen, soweit ihr Gewissen es erlaubt.« Mit der Gerechtigkeit nahm er es genau. Die Owruzakis wurden mit allen anderen Juden in einer

Schlucht oberhalb der Desna erschossen, wie wir aus einem Brief von einer Bekannten meiner Mutter erfuhren, 1944, als man wieder zurückdurfte und wir uns auf den Weg machten. Mein Kleid war endgültig verschollen, und darüber weinte ich aus ganzem Kinderherzen.

Was aus Papas Stoff geworden ist, weiß ich nicht.

Nach dem Krieg wohnten wir eine Zeit lang in Ostjor, obwohl von unserem Haus nicht mehr als Schutt und Asche übrig geblieben waren. Wir mieteten ein halbes Zimmer bei guten Leuten, die wir kaum kannten. Meine Mutter fand eine Anstellung als Kindermädchen. Ich schloss erfolgreich die achtjährige Abendschule ab.

Danach beschlossen wir, nach Kiew zu gehen und dort Arbeit zu suchen. Im Podol wohnte Mamas jüngerer Cousin Lasar, ein hochqualifizierter Schablonenmacher, mit seiner Frau Chassja und seinem erwachsenen Sohn Motja. Lasar fand ganz in seiner Nähe ein halbes Zimmer für uns bei einer alten Frau und stand uns immer mit guten Ratschlägen zur Seite.

Meine Mutter fand weiterhin nur als Kindermädchen Arbeit, allerdings war die Bezahlung hier besser, in einer Familie gab es sogar die Mahlzeiten inklusive. Oft brachte sie auch mir etwas Leckeres mit. Das ging bis zur Schokolade.

In Kiew arbeitete ich in einer Sparkasse und bekam so viel fremdes Geld zu sehen, dass ich davon ohnmächtig wurde und schlecht träumte. Mich bedrückte die große Verantwortung, ich konnte mich nicht daran gewöhnen. Von all den Ziffern und Nullen schwirrte mir der Kopf. Mir war, als würden die Nullen mir um den Hals springen und mich würgen.

Wie die Dinge lagen, brachte die Arbeit mich fast um. Meine Mutter, die das sah, schlug vor, ich sollte bei der Sparkasse kündigen und über eine andere Tätigkeit nachdenken.

Onkel Lasar sprach sich dagegen aus. Gut möglich, dass er vor einer materiellen Verpflichtung seinerseits Angst hatte. Er stand unter dem starken Einfluss seiner Frau, die geizig und in jeder Beziehung unangenehm war. Vor allem was meine Mutter anging.

Die wechselseitige Abneigung der beiden datierte noch aus der Vorkriegszeit.

Meine Mutter war keine Schneiderin, aber sie konnte einigermaßen nähen. Ihre Nähte waren zwar immer ein bisschen krumm, aber das war nicht so wichtig, nur auf links verdarb es den Gesamteindruck. Sie hatte eben eine schlechte Brille und wenig Zeit. Aber Onkel Lasar hatte vor seiner Chassja, der Kiewerin, mit ihr geprahlt, und deshalb wollte Chassja, dass Mama ihr ein Kleid nähte, aus dunkelblauem Crêpe de Chine. Chassja hat nie eine besonders gute Figur gehabt, alles was sie hatte, war ein dicker Bauch. Und über diesen Bauch wollte sie nun von Mama einen Gürtel mit Knopf genäht bekommen. Mama erklärte ihr, dass man einen Bauch kaschieren muss und dass vielleicht sogar ein Schnitt ohne Abnäher besser wäre, aber jedenfalls keiner mit Gürtel. Chassja war beleidigt.

Meine Mutter nähte das Kleid nach Chassjas Diktat, aber für einen Gürtel reichte es nicht mehr. Chassja stellte unser ganzes Haus auf den Kopf, um den Stoff zu finden, den Mama angeblich versteckt hatte, weshalb er ja für den Gürtel auch nicht gereicht hätte.

Das Kleid war zwar nicht übermäßig gelungen, aber ein Gürtel hätte es auch nicht schöner gemacht.

Chassja drehte sich vor dem Spiegel hin und her, ganz rot und

verschwitzt, und schimpfte auf Jiddisch über Mamas Unfähigkeit. Mama sagte eine ganze Weile nichts, aber schließlich sagte sie doch etwas. Chassja wurde blass, sie riss sich das Kleid vom Leib und wollte schon in ihrem Unterkleid mit den dünnen Trägern und der kleinen Stickereiborte am Saum aus dem Haus rennen, aber dann kam sie aus dem Flur wieder zurück und knallte mit der Hand gegen den Spiegel. Der Spiegel sprang. Chassja brach in Tränen aus, meine Mutter auch. So stand jede in ihrer Ecke und keine ging auf die andere zu.

Sie weinten eine Weile, dann putzten sie sich die Nase: Mama mit ihrer Schürze, Chassja mit dem neuen Kleid, das sie in den Händen zerknüllt hatte. Wie sie auseinandergegangen sind, weiß ich nicht.

Das Kleid hat meine Mutter später noch lange getragen, allerdings umgenäht und ihrer eigenen Figur angepasst. Chassja setzte danach keinen Fuß mehr über unsere Schwelle. Und Lasar auch nicht. Angeblich hatte Mama damals zu Chassja gesagt, ihretwegen könne sie sich aufhängen vor Wut an ihrem fehlenden Gürtel. Daraufhin hatte Chassja gegen den Spiegel geschlagen. Als wir evakuiert wurden, blieb der Spiegel in Ostjor. Nach unserer Rückkehr brachte unser Nachbar Chwostschenko ihn uns wieder, zum Zeichen seiner Dankbarkeit. Wir hängten ihn an die Wand, denn wir waren zwar abergläubisch, aber uns nach schlechten Vorzeichen zu richten, konnten wir uns einfach nicht leisten.

Unsere Nähmaschine bekamen wir übrigens nicht zurück von den Leuten, bei denen sie im Zuge der deutschen Besatzung gelandet war. Die Erklärung ist leicht zu verstehen: Eine Nähmaschine war kein Spiegel, mit ihr konnte man im Alltag ordentlich dazuverdienen.

So war das. Aber nach dem Krieg fing alles wieder bei null an, und wir nahmen unsere verwandtschaftlichen Beziehungen mit Chassja und Lasar irgendwie wieder auf. Wenn auch aus trauriger Notwendigkeit. Jedenfalls hatten wir überhaupt nicht an Unterstützung von ihrer Seite gedacht, ihre Befürchtungen waren grundlos.

Ich meldete mich zum Abendstudium am Pädagogischen Institut an. Nebenbei überwand ich mich und arbeitete weiter bei der Sparkasse.

Schon in der Schule hatte ich in Arithmetik und Geometrie immer ein »widminno«, also »sehr gut«, gehabt, deshalb war die Wahl nicht schwer. Die geisteswissenschaftlichen Fächer berührten mich nicht besonders, ich ließ sie an mir vorbeirauschen. Und ich mochte Kinder. Ihren Anblick, und auch sonst.

Aber da brach das erste Gefühl über mich herein.

Unser Lehrer im Vertiefungsfach war Wiktor Pawlowitsch Kuzenko. Ein junger, schöner Mann. Frontkämpfer, mit Orden und Medaillen. Alle waren in ihn verliebt, aber er hatte von Anfang an ein Auge speziell auf mich geworfen. Nicht, weil ich überdurchschnittliche Kenntnisse oder eine besondere Begabung mitgebracht hätte natürlich. Mir war klar, dass ich ihm als Frau gefiel.

Wiktor Pawlowitschs Frau, Darina Dmitrijewna, arbeitete auch am Institut, sie unterrichtete Geschichte.

Aber darum geht es nicht.

»Man kann mit der Unendlichkeit nicht wie mit endlichen Größen operieren. Verstanden, Mädels? Und ihr, Jungs, verstanden?« Wir antworteten im Chor: »Verstanden.« Das hatte Wiktor Pawlowitsch als Begrüßung eingeführt, und er be-

gann jede Stunde so, unabhängig von unserem eigentlichen Thema. Mangels Spezialkenntnissen begriffen wir natürlich nicht ganz, was er meinte, aber wir nahmen jeden Scherz von seiner Seite dankbar auf.

In der Liebe hatten wir keine Vorbilder. Was wir im Kino sahen, waren unschuldige Beziehungen, ein einziger Kuss pro Film. Aber das Leben belehrte uns eines Besseren.

Die Enge, in der wir lebten, dicht an dicht, und der allgemeine Mitteilungsdrang führten dazu, dass wir über die körperliche Seite der Beziehungen zwischen Jungen und Mädchen aus verschiedenen, nicht immer vertrauenswürdigen Quellen erfuhren. Die Natur forderte eben ständig ihren Tribut.

Nicht dass Kuzenko und ich sofort ein unerlaubtes Verhältnis angefangen hätten. Aber wir trafen uns bald regelmäßig bei ihm zu Hause in der Saksaganski-Straße, wenn wir sicher sein konnten, dass Darina Dmitrijewna gerade unterrichtete. In einer Kommunalwohnung bleibt natürlich nichts verborgen, die Sache kam ans Licht. Darina Dmitrijewna regte sich nicht auf, sie sagte nur, wir sollten uns am Institut möglichst nichts anmerken lassen und uns in Zukunft anderswo treffen, weil es ihr vor den Nachbarn unangenehm sei. Das richtete Kuzenko mir aus.

Was hatte ich anzubieten? Meine Mutter und ich wohnten in einem halben Zimmer, das nur mit einem Vorhang abgetrennt war.

Es war Liebe, ohne jeden Zweifel. Sogar wenn uns ein intimeres Beisammensein nicht möglich war, schlenderten wir unter hundertjährigen Kastanien durch den Mariinski-Park, standen engumschlungen auf der Anhöhe und schauten auf das schöne Kiew hinunter, das nach den barbarischen Zer-

störungen des Krieges in raschem Tempo wieder aufgebaut wurde.

Nur einmal trafen wir uns in der Wohnung eines Freundes von Kuzenko. Das war letztlich sehr unangenehm, weil wir dem Freund danach etwas zu trinken spendieren und uns lange mit ihm unterhalten mussten.

Einmal sprach Darina Dmitrijewna mich in der Schule an und bat mich, sie bis zur Straßenbahn zu begleiten. Sie sprach höflich und leise, wie sie es immer tat. Zwischen uns lag – genau wie zwischen Wiktor Pawlowitsch und mir – ein Altersunterschied von acht Jahren. Sie waren beide achtundzwanzig, ich war zwanzig.

Diesen Unterschied spürte ich sehr stark. Während ich von allerlei Zweifeln geplagt war, legten Darina Dmitrijewna und Wiktor Pawlowitsch eine erstaunliche Ruhe an den Tag, im Auftreten wie auch in anderen Dingen. Damals dachte ich, dass sie einander sehr ähnlich waren, im Unterschied zu mir. Darina Dmitrijewna sagte: »Maja, du weißt, dass ich Bescheid weiß. Ich verurteile niemanden. Auch über dich urteile ich nicht streng. Aber ich appelliere an dein weibliches Gewissen. Es wird nicht lange dauern, dann stellt sich die Frage, wie es weitergehen soll. Die Liebe verfliegt schnell, und entweder lebt man zusammen oder man trennt sich. Wiktor Pawlowitsch hat mir anvertraut, dass er dich heiraten will. Nicht weil er dich so sehr liebt, nein. Er will einfach Kinder haben. Und ich kann keine bekommen, aus hier nicht zu vertretenden Gründen. Du bist natürlich ein hübsches Mädchen. Wahrscheinlich hättet ihr auch wohlgeratene Kinder, Wiktor Pawlowitsch und du. Aber mir macht etwas anderes Sorgen. Du bist Jüdin, also wären auch eure Kinder zur Hälfte Juden. Und was das in der jetzigen Situation heißt, weißt

du selber, wenn du Zeitung liest oder Radio hörst. Außerdem, auch auf ihn, Wiktor Pawlowitsch als solchen, würde ja ein Schatten fallen. Man kann nie wissen. Stimmt's? In Babi Jar liegen massenhaft Mischlinge.«

»Aber das waren die Faschisten, Darina Dmitrijewna, heute ist das nicht mehr so«, antwortete ich aufs Geratewohl. Für Zeitungen interessierte ich mich nicht besonders, ich las nur die Zinstabellen der Staatsanleihen.

»Richtig. Schuld waren die verfluchten faschistischen Besatzer und ihre Söldlinge. Aber das war etwas anderes. Jetzt haben wir eine neue Wende. Darunter kannst du dir nichts vorstellen, weil du es noch nicht selber gesehen hast, aber ich schon. Die Geschichte verläuft in Spiralen, merk dir das. Macht es dir nichts aus, wenn deine Kinder leiden, erst recht, wenn es hübsche, gute Kinder sind? Und der Mann, den du liebst? Denk nach. Wiktor Pawlowitsch gehört nicht zu denen, die euch am Rand des Grabes verlassen würden. Er wird euch folgen. Und selbst wenn ihn jemand zurückhält, wie soll er danach noch weiterleben? Unmöglich. Ich habe ihn gründlich studiert. Ich bitte dich sehr, sag Wiktor Pawlowitsch nichts von unserem Gespräch. Er ist stark, aber er hat viele Verletzungen. Im Kopf genauso wie am ganzen Körper. Hast du seine Narben nicht gesehen? Mit dir wird er in der Zukunft nur Kummer haben. Und du selber wirst darunter auch leiden.«

Die Straßenbahn hielt. Darina Dmitrijewna stieg auf das Trittbrett und winkte mir zu.

Der Auftrag, den Darina Dmitrijewna mir erteilt hatte, erwies sich als furchtbar schwer. Ich hatte niemanden, bei dem ich mir Rat holen konnte. Die Mädchen am Institut waren jung und unerfahren und immer zu Klatsch und Neid bereit.

Mit meinen Kolleginnen in der Sparkasse war ich nicht näher befreundet. Aber ich hatte ein gutes Verhältnis zum Leiter der Filiale, Jefim Naumowitsch Surkis – zum einen war er es, über den Onkel Lasar mir die Stelle besorgt hatte, er war nämlich über drei oder noch mehr Ecken mit Tante Chassja verwandt, und zum anderen trug Surkis immer ein Lächeln im Gesicht, er war der Inbegriff eines fröhlichen Menschen, bei dem sich jedes Missverständnis wie von selbst aufklärte.

Jefim Naumowitsch versicherte mir, er würde absolutes Stillschweigen bewahren.

Nachdem ich ihm die Lage geschildert hatte, schwieg er lange, dann sagte er:

»Was sie dir gesagt hat, stimmt. So was tut natürlich weh, man hört es nicht gern. Aber ich will kein Süßholz raspeln. Mir ist die ganze Familie hier umgekommen. Ich bin als Einziger übriggeblieben. Ich halte mich mit Witzen und Blödeleien über Wasser, aber es ist schwer. Wenn ich auch gestorben wäre, ginge es mir wahrscheinlich besser. Was ich dir rate: Erzähl deinem Wiktor Pawlowitsch von deinem Problem. Nicht, dass Darina mit dir geredet hat, sondern von deinen eigenen Zweifeln. Er soll entscheiden. Bei dem, was sich hier im Land im Moment zusammenbraut, kann es passieren, dass er ans Ende der Welt mit dir fahren muss. Die Lage ist ernst. Ein Verwandter von mir arbeitet in einem Friseurladen an der Bolschaja Shitomirskaja, aber neuerdings will sich keiner mehr von ihm rasieren lassen. Ein Jude mit einem Rasiermesser – wo hat man so was schon gesehen! Zum Lachen, nicht? Aber ihn hat man gebeten zu kündigen.«

Ich saß stumm da und versuchte, die Schwere der Lage zu erfassen. Es gelang mir nicht.

Surkis merkte, in welchem Zustand ich war, und strich mir über die Schulter:

»Weißt du was, Mädchen, heirate lieber mich. Ich bin ein erfahrener Mann, ich habe viel erlebt. Dabei bin ich noch nicht mal so alt. Mit dem Sterben oder mit Sibirien schüchtert mich keiner ein. Und du würdest auch nicht unter die Räder kommen mit mir.«

Er lachte. Ein ungutes Lachen, ohne den gebotenen Übermut, gezwungen.

Ich war vollkommen durcheinander. Von allen Seiten drängten unnötige Informationen auf mich ein. Mal sagte irgendwer in der Straßenbahn etwas Beleidigendes über die Juden, mal redeten sie bei der Arbeit von einem Artikel über die Kosmopoliten und von irgendeinem Pinja aus Shmerinka, und dabei schielten sie in meine Richtung.

Ausgerechnet zu dieser Zeit wurde Wiktor Pawlowitsch krank, ein anderer Lehrer vertrat ihn.

Eine Woche lang lief ich herum wie mein eigener Schatten. Dann hielt ich es nicht mehr aus und ging in die Saksaganski-Straße, um mich nach Wiktor Pawlowitsch zu erkundigen.

Plötzlich stand ich vor Darina, sie war es, die die Tür aufmachte. Sie fuchtelte mit den Händen:

»Verschwinde, schämst du dich nicht? Da wälzt der Mann sich mit vierzig Fieber im Bett herum, aber sie kommt trotzdem angetanzt!«

Ich lief weinend nach Hause. Es war der 31. Dezember, das neue Jahr stand vor der Tür, 1951. Meine Mutter war bei Onkel Lasar eingeladen. Ich sollte auch mitkommen, aber mir war nicht zum Feiern zumute.

Meine Mutter wollte wissen, was los war. Ich fragte, wie es sein könne, dass sie das nicht weiß, ob sie keine Ahnung habe, was vor sich geht, auf welchem Planeten sie eigentlich lebe. Und ich erzählte ihr von den Zeitungsartikeln und Radiomeldungen und alldem.

Wie sich herausstellte, wusste meine Mutter zwar Bescheid, aber sie war zu müde, um die Ereignisse ernst zu nehmen. Mir riet sie, das auch nicht zu tun, sonst würde man noch verrückt. Und ich müsse schließlich noch studieren und weiterleben.

Um meiner Mutter an diesem Festabend nicht die Laune zu verderben, tat ich so, als hätte ich mich beruhigt.

Wir gingen zu Onkel Lasar.

Unter den Gästen dort war auch Surkis. Von Zeit zu Zeit zwinkerte er mir freundschaftlich zu, und als ich vor dem Spiegel meine Frisur in Ordnung brachte – meine Haare waren an den Schläfen seitlich hochgesteckt, und die Locken ringelten sich, als hätte ich sie eingedreht, aber das war Naturwelle –, fasste er mich von hinten an den Schultern und sagte leise:

»Na, hast du's dir überlegt, nimmst du mich?«

Er hatte getrunken, deshalb war ich nicht beleidigt, sondern nahm seine Worte im Gegenteil als Unterstützung in einem schwierigen Moment.

Surkis und ich machten einen Spaziergang durch das nächtliche Kiew und landeten schließlich in seiner Wohnung. Er sagte mir, er hätte sich auf den ersten Blick in mich verliebt und es mir nur wegen des Altersunterschieds nicht gestehen wollen. Ich fragte, wie groß der Unterschied denn sei, und es stellte sich heraus, dass er erst sechsunddreißig war, er sah nur schlecht aus, weil er so viel durchgemacht hatte. Wir lachten viel. An meine Unannehmlichkeiten dachte ich immer weniger.

Es war nicht etwa so, dass eine Nacht alles entschieden hätte, schon gar nicht die Silvesternacht. Leichtfertigkeit ist kein